

Intermezzo [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 23

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I * N * T * E * R * M * E * Z * Z * O

VON ERNST ESCHMANN

I.

Sie saßen zusammen im Salon bei Doktor Hamans. Es war der Tag, an dem sich die kleine Gesellschaft immer traf. Freunde und Bekannte des Hauses erschienen, Damen und Herren. Nach dem einfachen Essen setzte man sich in den Salon und überließ sich der Unterhaltung, wie sie sich gerade entwickelte. Zuweilen wurde musiziert. Die Weltläufe kamen zur Sprache oder die bedeutungsvolleren Ereignisse, die sich in der Stadt zugetragen. Kunst und Welt und der Mensch, wie er mitten in diesen Mächten steht und mit ihnen ringt, waren die Pole, um die zumeist die Erörterungen kreisten. Da Doktor Haman ein Philosoph war, ein praktischer, der alle Erscheinungen des Lebens mit offenen Augen betrachtete, liebte er es, wenn seine Gäste allerlei Erfahrungen entwickelten.

Da waren sie wieder einmal beim „Schicksal“ angelangt. Der Gastgeber vergrub sich behaglich in seinen weich gepolsterten Armstuhl, legte das rechte Bein über das linke und zündete sich eine Zigarre an. Die ersten Räuchlein tanzten schon durch den Raum.

Hinter seinem Rücken brannte die Ständerlampe. Die Deckenbeleuchtung war abgedreht. Es herrschte ein gemütliches Halbdunkel, das nicht ausreichte, daß man ohne Not hätte eine Zeitung oder ein Buch lesen können. Das Wort war gefallen:

„Jeder ist seines Glückes Schmied!“

„Papperlapapp!“ rief die Freundin der Frau Doktor dazwischen, ein kurzweiliges, quecksilbriges Persönchen. „Das haben die alten Griechen besser gewußt. Jedem wird sein Lied an der Wiege gesungen; es mag mit den Füßen strampeln wie es will; wenn die Zeit gekommen ist, erfüllt sich alles, wie ihm verheißen wurde.“

Doktor Haman räusperte sich. „Ich bin dafür“, begann er, „daß wir uns heute mehr der Gegenwart zuwenden, und da erleben wir nun jeden Tag, wieviel der Wille und die Kraft vermögen. Fesseln werden gesprengt, wie ein Phönix taucht ein Unbekannter aus dem Chaos der Menschen und wird zum Helden bestimmt.“

Es wurde nicht Klarheit geschaffen über das Wesen des Schicksals.

„Es ist blind“, behauptete nun auf einmal Steffan Jost, ein guter Violinspieler von etwa 30 Jahren. „Denn noch niemandem ist es bis jetzt gelungen, in seinem Walten einen Plan zu erkennen. Heute spielt es dir einen Streich und morgen mir. Oder es ist wie die Aprilsonne, die an einem Tage zehnmal Licht und Schatten spendet. Und leider scheint's, daß es dem Schatten mehr zugetan ist.“

„Das sind Sachen!“ bemerkte Doktor Haman nachdenklich und schickte eine mächtige Rauchwolke zur Decke. „Wir müssen zugeben, es hat oft gar drollige Launen.“

„Warum denn so kritisch?“ fragte der Jüngste der Gesellschaft, ein angehender Jurist, der noch viele schöne Pläne dem Leben entgegenbrag. „Ist es nicht das große Vorrecht des Menschen, daß er sich in Gedanken die schönsten Häuser baut, es brauchen keine Schlösser zu sein?“

„Vertraue ja niemand diesen Zukunftssträumen! Denn morgen vergehen sie wie Schaum. Schaum ist die Welt. Und nirgends können wir Anker werfen.“

So hatten die Ueberzeugungen lange hin und her gewogt.

Frau Doktor Haman klingelte. Nun führte das Mädchen auf dem Servierboy den Kaffee herein. Tassen wurden herungereicht. Man trank und brachte eine kurze Unterbrechung in den Widerstreit der Meinungen.

„Wie wollen Sie Ihre Behauptung belegen?“ fragte der junge Jurist Kurt Stöber seine Nachbarin.

„Sie bringen mich nicht in Verlegenheit“, antwortete Fräulein Hilde. Eine Röte stieg ihr in Wangen und Augen. Eine Erinnerung aus jüngster Zeit wurde in ihr wach, ein Erlebnis, das ihr heute noch in den Gliedern saß. „Ich will es Ihnen berichten.“

Gespannt schauten die Gäste nach ihr und rückten die Stühle näher.

„Seit letzten Sommer beschäftigten mich diese Fragen mehr als je. Ich war in den Ferien in den Bergen. Im Hotel Mittaghorn auf der Gwächten-Balm bildeten wir eine vergnügte Gesellschaft, eine Schar von sechs, sieben Personen, Einheimische, Ausländer, Herren und Damen, jung und alt. Der Zufall hatte uns bunt durcheinander gewürfelt.“

An einem Nachmittag saßen wir auf der Terrasse beisammen und scherzten und lachten, als ob wir seit Jahren uns gekannt hätten. Das Wetter war herrlich, etwas heiß zwar. Am Himmel stand kein Wölkchen.

„Wohin gehen wir jetzt?“ warf plötzlich der Direktor Schindler dazwischen, ein Herr mittleren Alters, die Seele unserer Gesellschaft. Wir sahen es gern, daß er einen gemeinsamen Ausflug vorschlug. „So jung kommen wir nicht mehr zusammen“, sagte er im Lachen.

Nun regnete es Vorschläge: Auf die Griesalp, zu den Sennen auf Kalbermatten, ins Chalet Blauschnee, ans Totenseelein.

Schließlich einigten wir uns aufs „Totenseelein“.

„Das kenn' ich!“ unterbrach Doktor Haman die Erzählerin. „Vor drei Jahren war ich auch einmal oben. Es ist ein köstlicher Fleck Erde, wie ein Stücklein blauer Himmel in die grünen Weiden gefallen. Im Hintergrund stehen dunkle Tannen. Dann türmen sich die Felsen auf, kühn und kahl, bis in die Wolken hinein.“

„So weit sind wir leider nicht gekommen!“

„Es ist doch nicht weit!“

„Nun kommt eben das, was ich vorbringen möchte. Uns allen hat das Schicksal hier einen bösen Streich gespielt. Es war ein Ereignis,

das niemand in seinem Leben vergessen kann, der dabei gewesen ist.“

Ich muß nachholen: wir waren alles Leute, die von der Zukunft noch viel erwarteten. Ein angehender Künstler, ein Pianist, der uns manchen Abend im Vestibül vorgespielt. Er träumte von Konzertsälen und Musikfreunden, die er im Sturme erobern wollte. Ein deutsches, verlobtes Paar war dabei, das im Herbst Hochzeit zu feiern vor hatte, um dann eine Reise nach Amerika anzutreten. Der Bräutigam, ein charmanter Cavalier, war Ingenieur und trug sich mit großen Projekten in Wasserbau. Wir hatten auch einen französischen Kaufmann, der bereits einen langen Aufenthalt in den Kolonien gemacht hatte und in der Schweiz Kräfte sammelte, um einen neuen Vertrag von sechs Jahren in den Tropen durchzuhalten. Unter den Damen schloß ich mich am engsten an eine Lehrerin an, die in Amt und Würden stand, von der Welt schon vieles gesehen hatte und neue Fahrten planierte.

Wir säumten nicht mehr lange und begaben uns auf den Weg. In Gruppen zu zwei und drei zogen wir aus. Erst ging's eine Strecke durch Tannenwald. Ein heimliches Summen war darin. Der Pianist lauschte mit feinen Ohren.

„Musik! Hört ihr die Musik?“ sagte er. Er trat ein paar Schritte zur Seite, blieb zurück und gab sich den Lauten der großen Natur hin. Aus der Ferne tönten Glocken von Herden hinein.

Bald ließen wir den Wald hinter uns. Eine Welt tat sich auf, die uns alle in hellste Begeisterung versetzte. Tief unter uns lag der See. Drei, vierhundert Meter schossen die kahlen Felsen zu Tal, hingen vornüber, und einmal bildeten sie eine Kanzel, von der aus ein Sprung auf den schimmernden Spiegel des Sees hätte getan werden können. Freilich, es war niemandem anzuraten. Er wär unten nicht lebend angekommen. Ein kühner Weg war in die Wände gehauen. Ein paarmal führte er über ein Brücklein, unter dem ein Wildwasser toste. Es stäubte und rauschte von den Hängen. Ein Regenbogen bildete sich in der Luft und schwang sich hinaus zwischen Fels

und Absturz. Es tat wohl, ein paar Spritzer zu erwischen. Es war ein schwüler Tag. Die Hitze drückte. Wir waren mitten im August.

„Tropisch!“ meinte der Franzose und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Der Musiker, der kein geübter Gänger war, schaute an den Wänden empor. „Da, hinter diesen obersten Backen liegt das Totenseelein?“ seufzte er.

Ich nickte.

Er sagte kein Wort und lehnte sich ans Geländer.

Ich wußte, es folgte noch ein scharfer Aufstieg, im Zickzack durch Schiefer und Geröll, und da die Sonne uns just in Augen und Stirne brannte, dachte ich, es werde noch manches Ach! laut werden, bis wir oben auf der Höhe und am Ufer des idyllischen Seeleins standen.

Ein Wölklein segelte über uns davon. So lieb uns der blaue Himmel war, wir wären froh gewesen, wenn es seinen Schleier über die brennende Scheibe geworfen hätte.

„Wie lange werden wir noch haben?“ fragten die einen und andern.

„Eine gute halbe Stunde zum mindesten, heut vielleicht drei Viertelstunden.“

Ich wollte keine falschen Hoffnungen in ihnen wecken.

„Uebrigens“, fügte ich bei, „wir können's uns bequem machen. Wir steigen in den Aufzug und überwinden die Totenwand in einer kurzen Fahrt.“

Dieser Vorschlag brachte allen eine merkliche Erleichterung.

„Ein Aufzug da hinauf,“ erkundigte sich der Ingenieur. „Ich sehe nichts.“

„Etwas weiter vorn sind wir gleich dabei! Er beginnt im Berg und baut sich ins Blaue hinein. Zuerst führt eine Brücke nach dem höchsten Punkte hinüber. In zwei, drei Minuten stehen wir wie durch ein Wunder auf der Spitze. Wollen wir?“

Es brauchte keine langen Erwägungen. In Anbetracht der zunehmenden Hitze waren wir bald entschlossen, uns des Aufzugs zu bedienen. Spielend wurden so nahezu 200 Meter Höhenunterschied überwunden, und wir gewan-

nen Zeit, uns oben am Seelein zu lagern und die Idylle der einsamen Bergwelt ganz und tief zu genießen.

Da standen wir schon dabei.

Aus einem dunklen Lore trat der Führer des Liftes in Uniform.

„Wollen die Herrschaften einsteigen?“

Der Musiker schien auf einmal keine große Lust zu empfinden. Er trat einen Schritt zurück und schaute nach der schwindelnden Höhe.

„Da hinauf?“ fragte er zaghaft.

Der Ingenieur lachte ihn aus. Mit einer einladenden Handbewegung dirigierte er uns alle in die Vorhalle... Ein paar Lichter brannten. Prächtig kühl war's im kellerartigen Raum. Von allen Seiten umgaben uns Felsen. Wasser tropfte von der Decke. Nun standen wir in dem engen Gehäuse. Der Braut des Ingenieurs und der Lehrerin wurden die beiden Sitzplätze angewiesen. Ein Klingelzeichen ertönte. Da stieg der Boden mit uns empor, ganz sachte. Ein eigenartiges Gefühl setzte sich in der Herzgrube fest. Der Pianist sagte kein Wort. Der Ingenieur musterte die kluge Einrichtung und war der munterste von uns allen. Beim Auckuck! Auf einmal war mir auch nicht ganz behaglich in diesem Schacht. Nicht anders mußte es sein, überlegte ich mir, als wenn man aus der Tiefe eines Kohlenbergwerkes an die Oberfläche emporsteigt. Man glaubt zu schweben und weiß nicht, was für eine Strecke man schon zurückgelegt hat. Und wie gefangen kommt man sich vor. Alle Türen sind fest verschlossen. Und wenn sie noch zu öffnen wären, ringsum starren die schwarzen Mauern.

Da plötzlich schossen wir ins Licht. Der Fels war überwunden, aber die Fahrt noch nicht zu Ende. Wir mochten etwas mehr als die halbe Höhe erreicht haben. Licht flutete von allen vier Seiten herein. Die schwarzen Wände starren unter uns. Der Blick war frei. Der erste Eindruck war völlig ins Gegenteil verkehrt. Denn wie in einer Gondel hingen wir in der Luft. Ein dünnes Gitter von Eisenstäben bildete das Gerüst, das unsere Kabine trug. Ganz leicht ging ein Bittern durch die Stäbe. Unwillkürlich hielten wir uns fest an den Holzrahmen. Wie wir so emporgehoben wurden, weitete sich die



Welch herrlicher Genuss nach langer Wanderung!

Schau. Die Berge schienen näher zu rücken, die Sicht wurde klarer, neue Gipfel tauchten auf, Gletscher leuchteten. Ein schimmerndes Bild bot der See, ein Raddampfer kreuzte just die spiegelglatte Fläche, ein Vogel kreiste in den Lüften, und mit ihm schienen wir dem Himmel entgegenzufliegen.

Da, was war das?

Wir standen plötzlich still und waren doch noch lange nicht am Ziel.

Ein Schüttern ging durch das Eisengestell. Es klapperte etwas. Wir kamen nicht mehr vorwärts. Wir waren sozusagen in die blaue Luft genagelt.

Der Musiker erblaßte.

Erschrocken schauten wir uns alle an. Ein Glück, daß wir den Führer des Fahrstuhls bei uns hatten.

„Was ist?“

Er schüttelte den Kopf.

Eine Aufregung bemächtigte sich aller.

Selbst der Ingenieur machte ein bedenkliches Gesicht. „So etwas ist mir noch nie begegnet.“

„Eine kleine Störung“, suchte uns der Beamte zu beruhigen. „Wir werden gleich weiter fahren.“

Wir fuhrten nicht weiter.

Schon fünf Minuten klebten wir so zwischen Himmel und Erde.

(Fortsetzung folgt)

Der ach



Mit Sausen und Brausen
der Bach kommt geschossen,
in Sprüngen und Possen
vollbringt er den Lauf.
Die Welle wie helle!
Er träumt nur vom Meere,
und Schleusen und Wehre
nicht halten ihn auf.

Doch drunten im Grunde
er stutzt an der Mühle;
nun enden die Spiele,
er strudelt und kocht.
Trotz Schämen und Krämen
in saurem Geschäfte
verbrausen die Kräfte,
vom Rad unterjocht.

Vorüber das Fieber!
Die Frone geendigt!
Nun dehnt es gebändigt
zum Weiher sich aus.
Die Welle wie helle!
Nicht lockt ihn die Ferne;
er spiegelt die Sterne
und Garten und Haus.

PAUL HEYSE